



G. W. Rabener's  
Schreiben an einen seiner Freunde.

---

**B**ald werden Sie glauben müssen, daß mein gutes freundschaftliches Herz mit verbrandt sey, da ich seit meinem erlittenen Unglücke an meinen liebsten Freund F. nicht geschrieben, und ihm meine Noth nicht geklaget habe. Mitten in meiner größten Beängstigung, habe ich tausendmal an Sie gedacht; und da ich endlich erfuhr, daß ich alles verlohren hatte, so fiel mir zu meiner Beruhigung ein, daß mir die Freundschaft meines F. übrig sey. Es war ganz natürlich, daß mir dieses einfiel, da ich, Sie wissen es wohl, Sie von ganzem Herzen liebe, und da ich die Nachricht von meinem Verluste, eben damals in Gegenwart Ihrer Jungfer Schwester erfuhr, die ich unendlich



und doppelt hochschätze, weil sie Ihre Schwester, und meine Freundin ist. Sie wird Ihnen von Hohenstein aus, von meinem Schicksale etwas gemeldet haben. Erlauben Sie mir, daß ich es wiederhole. Unsere Briefe sind so oft vergnügt und scherzhaft gewesen, dieser mag einmal traurig seyn. Nicht allzu traurig, ich gebe Ihnen mein Wort. Denn mein Verlust, so wehe er mir thut, hat mir doch nicht eine Thräne gekostet, und keine unruhige Minute gemacht. Mir selbst ist dieses unbegreiflich. Es war weder Unempfindlichkeit, noch Philosophie; eine Gnade von Gott war es. Ich erkenne es dafür, indem ich mit der größten Gelassenheit anhörte, daß alles verlohren war.

Der 19. des Heumonades war dieser schreckliche Tag. Schon am 14. da unsere Noth angien, war mein Haus der Gefahr am meisten ausgesetzt. Früh um 8. Uhr zerschmetterte eine Hauziggranate meines Bedienten Zimmer, und zündete. Wir löschten damals noch das Feuer. Ich ließ meine Sachen, so gut als es möglich war, zusammen packen, und theils in den Keller, theils in ein Gewölbe schaffen, welches wir vest genug zu seyn glaubten. Weil sich aber die Gefahr vermehrte, und es Kugeln und Karkassen auf die Gegend meiner Wohnung regnete; vermuthlich in der Absicht, 500. Zentner Pulver, so 20. Schritte von meinem Hause unter dem Walle lagen, in die Luft zu sprengen; so flüchtete ich noch selbigen Abend in die Neustadt



stadt zu Dr. N.; meinen Bedienten aber ließ ich mit seinem guten Willen zurück.

Neustadt ward am 15. auch beschossen, und zween Zwölfpfünder fuhren durch Dr. N. Haus; aber wir wurden doch mit dem Feuereinwerfen verschonet.

So gefährlich und ängstlich dieser Aufenthalt war, so viel komische und lächerliche Ausstritte hatten wir dabey. Die Z. mit ihrer Bedienung, und ich, waren die meiste Zeit bey H. in seiner Stube, den sie kennen; und da schliesen wir auch. Hinten im Hofe in zwey gewölbten Stübchen, stack die ganze Dr. N. Familie, und noch 40. Personen alt und jung. Die Fensterladen waren mit Miste beschüttet, der obere schöne Saal mit Miste bedeckt, und mit eben so viel Mist der ganze Hof angefüllt. Unter diesem Mist lagen alle diese Personen. Einige waren stille und verdrießlich; einige beteten, und man sahe ihnen am Maule an, wie sie mit ihrem Gott zanketen, daß er es doch so weit habe kommen lassen, ungeachtet sie ihm nun 4. Jahre die Ehre gethan und fleißig gebetet. In einem andern Winkel saßen einige politische Kannengießer, und machten einen Operationsplan, wurden aber sehr uneinig, weil sie sich über den kleinen Nebenumstand: ob sie den König von Preußen mit seiner Armee wollten zu Kriegsgefangenen machen, oder nicht lieber alles über die Klinge springen lassen, nicht vergleichen konnten. Ich war fürs Letztere, aber ich ward überstimmet.



Eine Priesterv Wittwe nahm mich auf die Seite, und zischelte mir ins Ohr: Wir sollten Gott danken, um der lieben Religion willen; schösse uns auch der König von Preussen alle tod, und unsre Häuser in Grund. Aber zum Teufel! Madam! sagte ich, was haben denn meine Perücken mit der Religion zu thun? Denn kurz vorher hatte ich erfahren, daß eine dreyßigpfündige Granate meinen ganzen Vorrath von Perücken zerschmettert hatte. Lassen sie es gut seyn, antwortete sie mir, es wird sich schon geben, danken sie Gott dafür. Die verwünschte fromme Frau hat mich grausam gepeiniget. Ich und ein paar gute Freunde vertrieben uns die Zeit mit Essen und Trinken in H. Stube, und mir deucht, das war noch am solidesten gedacht. Unter dergleichen Abwechslungen und Unruhen, brach der 19. heran, der schrecklichste Tag meines Lebens. Schon Nachmittags um 2. Uhr stand die Kreuzkirche, das Amtshaus, und meine Wohnung in vollen Flammen. Ich lief vor in das Guvernementshaus; hier war es eben, wo ich die Frau Mama und ihre Babet antraf; und sahe diesem Greuel der Verwüstung zu. Ich blieb einige Zeit dort, und um 5. Uhr kam mein ehrlicher Bedienter mit der Nachricht, daß mein Haus niedergebrannt, das Gewölbe von den Bomben eingeschmissen, und darinnen alles verbrannt, der ganz unbeschädigte Keller aber rein ausgeplündert sey. Das that weh, mein liebster F., sehr weh. Alle meine Möbeln, Kleider, Wäsche, Vorräthe, alle  
meine



meine Bücher und Manuscripte, alle Briefe, die ich von Ihnen, und andern guten Freunden gesammelt; alles war verlohren. Von Sachen, die ich wohl auf 3000. Reichsthaler rechnen kann, habe ich nicht 10. Reichsthaler werth gerettet. Der älteste Zeugrock, den ich anzog, um desto bequemer zum Löschen zu seyn, eine alte abgelebte Perücke, die ich in eben der Absicht aufgesetzt, ein paar alte Hemden, die ich schon für meinen Bedienten bestimmt hatte, und ein Schlafrock, das war meine ganze Garderobe. Diejenigen Manuscripte, welche nach meinem Tode sollten gedruckt werden, sind zum kräftigen Troste der Narren künftiger Zeit alle mit verbrandt. Nun verlohnet es sich beynaher der Mühe nicht, daß ich sterbe, weil ja nach meinem Tode nichts mehr von mir gedruckt werden kann. Dieser Gedanke hatte mich bisher noch beruhiget, wenn ich als Autor an den Tod gedachte; aber nun will ich immer leben bleiben, und mich in die Welt schicken, so gut ich kann. Meine schönen Bücher dauern mich sehr, aber manchmal dauern mich meine Hemden, meine Kleider und meine Betten noch mehr. Kurz! Ich bin so bettelarm, als ein Poet. Ein Glück ist's noch für mich, daß ich meine Wechsel und Dokumente gerettet habe. In baarem Gelde habe ich nicht viel über 40. Reichsthaler verlohren; aber wie viel baares Geld hat denn ein Steuersekretair, der ein Jahr im preussischen Depot, und 2. Jahre unter der Vormundschaft der theuren Landesdeputation gestanden? Das schmerzt mich

am



am meisten, was ich durch die Plünderung verlohren habe. Und ist es nicht betrübt, daß Leute, die sich unser ganzes Vertrauen erworben hatten, sich die größte Beängstigung der Einwohner zu Nuzge machen, und die Keller aufbrechen, in welchen man vielleicht noch vor der Wuth der Feinde etwas hätte retten können; und man soll nicht einmal den Trost haben, davon zu reden? Das ist zu grausam. Sagen sie es auf mein Wort in Warschau nach, daß uns die Feinde zwey Drittel verbrannt, und das letzte Drittel gestohlen worden ist. Und zum Ruhme unsers Kommendanten sagen sie, daß er die strengsten Befehle gestellet habe, allem Unwesen zu steuern; doch hat es nicht ganz geholfen. Denn einen Spizbuben macht kein Galgen ehrlich. Den Sonntag früh ward in Neustadt angesagt, daß, wer sich aus der Stadt retten wollte, es bald thun möchte. Eine neue Angst! Um 8. Uhr früh gieng ich mit meinem Bedienten zum schwarzen Thore hinaus. In dem Ueberzuge von meinem Kopfküssen stack mein ganzer Reichthum. Wir wanderten in der größten Hitze durch den brennenden Sand, bis auf Sarens Weinberg. Das that ich in der Gesellschaft der D. N. Familie, welche wie die Salzburger emigrirten. Es schlug 10. Uhr, und sie hatten noch keine Anstalt gemacht etwas zu essen. Zu trinken war noch weniger da. Ich versicherte die Gesellschaft, daß mich hungere und dürste; und ich als ein Abgebrandter sähe wohl ein, daß man nichts von der Welt habe, als was man mit



mit dem Maule hinausbringt, ich wünschte mir also zu essen und zu trinken; und weil die löbliche Gewohnheit abgekommen wäre, das Volk in der Wüsten mit Manna zu speisen, so wollte ich mich der Gesellschaft empfehlen, und sehen, wo ich einen guten Freund anträte, der sich nicht so sehr auf die Göttliche Vorsehung verließ, als sie. Ich gieng also fort, zum größten Vergernisse dieser gläubigen Seelen, welche Gott vertraueten, und von ganzen Herzen hungerten und dursteten. Ich kam nach Loschwitz zu einem guten Freunde, bey dem ich willkommen und ziemlich gut versorget war. Hier blieb ich bis Mittwochs früh, da ich ein Pferd bekam, und nach Hohenstein ritte. Seit dem Morgen, als der berühmte Ritter von der traurigen Gestalt sein Schloß verließ, ist kein so abentheuerlicher Mitt gesehen worden, als der Meinige. Stellen Sie sich einen hohen Gaul vor, dessen eigentlicher Beruf seit 15. Jahren war, einen Karren zu ziehen. Auf diesem Gaulle ritt der Steuersekretair Nabener, noch nicht völlig 3. Ellen lang, und der schweren Zeiten ungeachtet anderthalb Ellen im Durchschnitte, in ein paar zerrissenen Schuhen, schwarzen seidenen Strümpfen, gestrickten Beinkleidern, einem beschmutzten alten lebensfatten Zeugrocke, einer Haarbeutelperücke, welche seit der Belagerung nicht ausgekämmet, und vielleicht seit dem preussischen Einfalle nicht gepudert worden; hinter ihm ein Kornsack, in welchem der Rest seines Vermögens geflüchtet war, auf diesem Kornsacke ein bundstrei-



figter Schlafpelz, welcher im Falle es regnete, zu einem Köfelordienen sollte. Zur Rechten gieng sein Bedienter, welcher eine Schachtel mit Brod und braunschweigischer Wurst trug, zur Linken der Monarch des Gauls, dem er von Zeit zu Zeit Muth zusprach, und wenn er stolperte, ihn mitleidig aufrichtete.

In diesem Aufzuge kamen wir endlich zum Amtssteuereinnehmer in Hohenstein, wo ich sehr wohl aufgenommen ward; denn Sie müssen wissen, daß wir Steuereinnehmer ein geschenktes Handwerk haben, weil wir in allen Städten einen finden. Mein Quartier bekam ich in der Stadt, wo die Wirthinn eine bejahrte dienstfertige Frau war, voll von dem Ceremoniel, welches unter Johann Georg des vierten Regierung mochte gebräuchlich gewesen seyn. Der Wirth war ein finsterner Mann, mein alter Schulkammerad, und seine Tochter ein frisches munteres Mädchen, welche gute Hofnung machte, daß sie ihren künftigen Eheherrn ohne Hosen wollte herumlaufen lassen. Hier wohnete ich. Die meiste Zeit brachte ich auf dem Schlosse zu, wo ich das Vergnügen hatte, die Frau Assistenzrathinn mit ihrer Familie, und ganz unvermuthet auch Ihre Jungfer Schwester zu finden. In dieser vortreflichen Gesellschaft habe ich mich zehn Tage lang so wohl und vergnügt befunden, daß ich zu mancher Zeit ganz und gar vergaß, daß ich abgebrandt war. Der Amtmann und seine Frau sorgeten für unsere Bequemlichkeit; beyde waren sehr dienstfertig und gastfrey, auch hatte sie



ſie Gott mit zeitlichen Vermögen ziemlich, und mit Hunden und Katzen reichlich geſegnet. Am 2. des Auguſtmonats fuhr ich mit der Jungfer Schwelter zurück, und bedaurete, daß mein Exilium nicht länger gewähret hatte.

Nun bin ich hier, und wohne zu ſonderbarer Erbauung der Stadt bey der Dennerinn, welche, um ihren Geruch der Heiligkeit ferner wie biſher zu erhalten, mir die ganze Wohnung eingeräumt, und ſich bis Michaele nach Porten begeben hat; dann kömmt ſie zurück, und ich beziehe mein neues Quartier.

Da haben Sie, mein lieber F., eine lange Beſchreibung meines Abendtheuers; das übrige wünſche ich Ihnen mündlich zu erzählen, und wenn? Ich liebe Sie ewig. Leben Sie wohl!





